



Durchsicht!

Über Literatur und Politik – eine Einwendung

von Harald W. Vetter

Das Verhältnis der Literatur zur Politik ist oft genug besprochen worden, sodass jede weitere Erörterung dieses Themas ziemlich überflüssig wirkt. Nämlich insofern, als darüber fast schon alles gesagt worden ist, aber noch mehr vielleicht darum, weil sich das Problem dem Wesen nach jeder eindeutigen Klärung entzieht. Die Bereiche Literatur und Politik sind schließlich auf dem schwankenden Boden des Zeitgeistes angesiedelt, dessen



Asynchronizität mit dem Denken und Meinen des literarisch Schaffenden zumeist nur allzu evident scheint. Dennoch könnte man mittels einer solchen Betrachtung möglicherweise zu fester umrissenen Ergebnissen kommen, wenn man sich gewisse, quasi phänomenologische Zugänge dazu öffnet. Wenn in der Folge eine derartige Einwendung in den Ohren mancher trotzdem sogar polemisch klingen mag, dann ist damit wohl schon einiges erreicht.

Um zu zureichenden Antworten zu kommen, sollten bekanntlich erst die richtigen Fragen gestellt werden. Wird man selbst z. B. darauf angesprochen, ob die eigene Lyrik auch als „politisch“ anzusehen wäre, wird einem schlagartig bewusst, wie unpräzise, ja irrelevant eine solche

Frage ist. Abgesehen davon, dass die inflationäre Vernutzung des Begriffs Politik in unserer Zeit ohnehin unaufhaltsam fortschreitet (so genannte Preis-, Milch- oder Bezirkspolitik sind die sicheren Garanten für die Entwertung der Politik, die ihren Namen beispielsweise weit eher in Bezug auf eine gerechte und friedliche Neuordnung Europas verdienen würde!), werden offenbar die kategorialen Zuordnungen der Begriffe Literatur und Politik andauernd missachtet. Als ob es keinen Unterschied zwischen Staatspolitik, Parteipolitik, Ideologie und Weltanschauung gäbe! Doch diesen Zustand haben nun wohl die zahllosen Politologen und soziologisch fixierten Modephilosophen (die Namen kann sich jeder selbst einsetzen) glücklich zuwege gebracht. Wen wundert es also noch, wenn die Geschwätzigkeit und die pastorenhafte Moralisierung durch die „gesellschaftsphilosophischen“ Platzhirsche nebst ihren massenmedialen Geweihtanten längst auf die Literatur übergegriffen haben? Gewiss, eine absolut schöngeistige und „vornehme“ Privatheit der Dichtung, die sich zu Recht so bezeichnen dürfte, hat es niemals wirklich gegeben. Auch der Rückzug aus der „Öffentlichkeit“, die innere Emigration, kann als politischer Akt gewertet werden. – Wohlgermerkt *kann*. Und hier sind wir schon bei einem wesentlichen Punkt des Problems angelangt.

Die Freiheit des Schreibenden und die Freiheit des Zugangs (also des Rezipienten) zur Literatur besteht in der Möglichkeit dieses Könnens, *nicht* jedoch im Herbeizwingen einer wie immer gearteten (gesellschafts)politisch zu wertenden bzw. interpretierbaren Aussage. Erst dann wird Schreiben zur Literatur, wenn jedwede zwanghafte Politisierung im Sinne bestimmter Ideologien und auch jede vordergründige, gegenwärtig zumeist aufs Weltganze gerichtete Philanthropie überwunden ist. Jenseits davon, aber unter der ganz natürlichen Einbeziehung des weltanschaulichen Standortes, bewältigt der Schriftsteller sein Thema (also seine Welt), indem er diese Welt „wie einen Mantel um sich schlägt, um sich daran zu erwärmen“, wie dies Friedrich Hebbel so gänzlich unbürgerlich gemeint hat.

Schriftsteller sind daher weder besondere Auguren oder Propheten des Staatswesens und der Gemeinschaft, und schon gar nicht können sie als moralische Instanzen für



eine desolote Sozietät fungieren. Was Dichter uns *sagen* können, was sie uns in einer prekären und unheimlichen – weil unheimischen – Gegenwart vermitteln können, ist nicht eine meist nur aufgesetzte Liberalität (hinter der sich oft genug eine beträchtliche Denunziationsbereitschaft verbirgt), ist auch nicht die Domestikation in das Einerlei der Welt, sondern sollte vielmehr in der Beunruhigung durch das Fragwürdige im Dasein zu suchen sein. Die Literatur kann und darf sich nicht in die Pflicht der herrschenden Gesellschaftsnormen und Zeitgeistereien nehmen lassen! Jenseits einer postpubertären Weltverbesserung, jenseits von Zweckrationalismen aller Art muss der Schriftsteller *hindurch*, um weder über, noch unter der Kuratorenschaft des Gesellschaftsganzen zu stehen zu kommen. Eine Emanzipation davon heißt noch lange nicht Rückzug aus der Öffentlichkeit. – Im Gegenteil, das Hervorbringen von blanker und letztlich platter Zivilisationslektüre frei nach dem Motto „Hab Rente im Herzen und Höhensonne im Haus“ (Gottfried Benn hat solches in seinem bemerkenswerten Rundfunkdialog *Können Dichter die Welt ändern?* so unnachahmlich spöttisch formuliert) müsste wieder einer Literatur weichen, die unaufdringlich das Mitsein mit dem Menschentum im Sinn hat. Denn die Inständigkeit der Dichtung als Besinnung auf das Wesenhafte unserer Existenz, nämlich von Sprache und Zeitlichkeit, gründet nach meinem Dafürhalten vor allem auf der Scharfäugigkeit, das heißt auf der Apperzeptionsfähigkeit des Autors (nur dies berechtigt ihn, nebenher zu Fragen der Zeit Stellung zu nehmen!), auf der Imaginationskraft nebst origineller wie formaler Bewältigung seines Themas, nicht zuletzt aber auf der Sprachbeherrschung, die wiederum mit der Apperzeptionsfähigkeit in innerstem Zusammenhang steht. – „Die Sprache ist das Haus des Seins“, postuliert Martin Heidegger. Alles andere ist ein vergebliches Bemühen und endet schließlich bei den miserabelsten Werken etwa eines Ernst Toller oder Bert Brecht.

Was die absichtsvolle Vordergründigkeit der Weltverbesserung sucht, das hält keine Sprache und letztlich auch kein inneres Empfinden durch den Hörenden oder Lesenden aus. Es wird lediglich verstanden wie ein journalistischer Exkurs, eine beliebige Parteireden oder eine bessere Wanderpredigt.

Auf die Frage mithin, ob dieses oder jenes Gedicht z. B. auch „politisch“ ist, würde ich stets mit einem Nein antworten. Es kann gleichwohl als ein politisches interpretiert

Harald W. Vetter, geb. 1955 in Graz, studierte dort Volkskunde, Kunstgeschichte, Germanistik. 1987 Dr. phil. (Ethologie). Mitbegründer der Literaturzeitschriften Lichtungen und Nebelhorn. Lebt als Publizist und Literaturkritiker in Graz. Veröffentlichung eigener Lyrik und Prosa in Anthologien, Zeitschriften und im ORF. Seit 1988 im Dienst der Steiermärkischen Landesregierung, Abteilung für Volkskunde.

Der Autor legt Wert auf diese **Anmerkung**: *Der Text wurde 1988 verfasst und ist nur aus dieser Zeit heraus zu verstehen. Der Literarische Zaunkönig bezweifelt die Berechtigung des Wörtchens nur in dieser Anmerkung.*

werden, aber die Intentionen des Autors zielen immer woandershin. – Nämlich in Richtung Artistik, Monomanie des Selbstgesprächs (mit dem gleichzeitigen Wunsch nach Verständnis durch den Rezipienten), Sprachsensibilisierung und Bewusstseinsweiterung im existentiellsten Sinn. Ob die momentan bis zum äußersten getriebene Sozialisation damit insgesamt noch etwas anfangen kann, bleibt ungewiss. Um aus der einerseits schon angesprochenen inflationären Vernutzung des Politischen, andererseits aus der populären Geschwätzigkeit und saisonalen Uneigentlichkeit der Literatur zu entkommen, wird vielleicht aber doch ein ernsthafter und versöhnlicher Konnex zwischen beiden Sphären – abseits diverser Sonntagsredereien – gesucht werden müssen. Solcherart nämlich, dass die Literatur weniger „politisch“, die Politik jedoch mehr „literarisch“ zu werden hätte.

Literatur hat wesenhaft mit Phantasie und Geistigkeit zu tun, was man – pauschal gesehen – von der derzeitigen Politik hierzulande nicht gerade behaupten kann. Denn die menschliche Dimension des Politischen liegt eben nicht in den zuinnerst lebensfeindlichen Opportunitäten des Tages oder im Unwahrhaften irgendwelcher Pragmatismen begründet, und man muss auch nicht erst fundamentalontologisch denken, um zu erkennen, dass etwa eine von der gegenwärtigen Politik in Bestellung genommene Wissenschaft, welche in ihrer wahnhaften Planungsmanie befangen ist, die gesamte Lebenswelt zu zerstören droht. Insbesondere aber hätte die Politik wieder zu einer ihr gemäßen, unveräußerbaren, d. h. wahrhaftigen Sprache zu finden. Sowohl für die politische wie literarische Sphäre gilt, dass man es (deren Agens) sein lässt. – Mag sich jeder darüber seine eigenen Gedanken machen. Doch immer ist es an der Literatur, aus den Dienstbarkeiten gesellschaftlicher Normierung auszubrechen, um – ohne sich als Welterneuerin aufzuwerfen – die Menschen wach zu halten, zur freien Besinnung zu rufen.

Könnte die Politik dieser skizzierten Einwendung, die der Veränderbarkeit der Menschheit eher skeptisch gegenübersteht, nur ein wenig folgen, wäre schon viel gewonnen. Nicht zufällig drängen sich hier zwei Leitworte des großen Friedrich Hölderlin unvermittelt auf, der wie kein anderer Dichtung, Philosophie und eigentliche Politik zu vereinigen wusste: *Denn sagen hört ich / Noch heut in den Lüften: / Frei sei'n, wie Schwalben, die Dichter. Und: Was bleibt aber, stiften die Dichter.*